
Zweifeln und Wissen. Grundprobleme der Erkenntnistheorie

Anfang vom Gegebenen

Zusammenfassung zum 6.12.2005

(Hume, Treatise, Einleitung und Buch I, Teil 1, Abschnitt 1, deutsche Zitate nach D. Hume's Traktat über die menschliche Natur, I. Teil (Übesetzung E. Köttgen, Bearbeitung Th. Lippis), Voss, Hamburg und Leipzig 1895/engl. Zitate nach der Nidditch-Ausgabe 1978)

1 Das Programm von Humes „Traktat“

Wie Descartes' erste Meditation beginnt die Einleitung zu Humes „Traktat“ mit einer Zustandsbeschreibung. Allerdings betrifft diese nicht die individuelle epistemische Situation des Autors, sondern den allgemeinen Stand der Wissenschaften (der Philosophie und der „sciences“, 1/xiii). Hume schildert diese zunächst aus der Perspektive des „Urteilsfähige[n] und Unterrichtete[n]“ („one of judgment and learning“, 1/xiii). Aus diesem Blickwinkel haben die Wissenschaften nur eine schwache Basis („weak foundations“, ib.; man beachte die Nähe zu Descartes' Metapher des Fundaments). Im einzelnen benennt Hume folgende Mängel: Prinzipien würden nur auf Treu und Glauben angenommen, es würden nicht korrekte Folgerungen aus den Prinzipien gezogen, und die Systeme seien inkohärent und ohne Evidenz (ib.).

Der schlechte Zustand der Wissenschaften erschließt sich jedoch auch dem weniger Unterrichteten durch folgenden Indikator (1 f./xiii f.): Die Wissenschaften produzieren viel „Geschrei“ („clamour“, 1/xiv), das aufgrund der widerstreitenden Meinungen entsteht. Wenn immer zwei Meinungen einander widerstreiten, dann können nicht beide Meinungen wahr sein; mindestens eine wissenschaftliche Meinung muß daher falsch sein. Das heißt aber, daß die Ansprüche der Wissenschaften, Wissen emporzufördern, nicht eingelöst wurden; einem von außen Kommenden, der Rat bei den Wissenschaften sucht, können diese als Ganzes keinen eindeutigen Rat geben. Hume behauptet weiter, daß wissenschaftliche Dispute nicht durch die Kraft des besseren Arguments, sondern durch Rhetorik entschieden werden (2/xiv). Auch heute finden sich Wissenschaftsauffassungen, denen zufolge der Fortgang der Wissenschaften nicht durch spezifisch epistemische Vorzüge derjenigen Theorien, die sich durchsetzen, sondern eher durch Machtfaktoren bestimmt ist.

Durch den desolaten Zustand der Wissenschaften erklärt Hume auch gängige, selbst unter Freunden der Wissenschaften verbreitete Vorbehalte gegen metaphysische Überlegungen (2/xiv). Darunter verstehen Anhänger der Wissenschaft nach Hume (gegen die traditionelle Bestimmung der Metaphysik) jegliches Denken, das besondere Aufmerksamkeit erfordert (ib.). Die Folgerung, jegliches metaphysische Denken zurückzuweisen, geht Hume aber zu weit; sie wäre Ausdruck eines tief liegenden Skeptizismus, den Hume nicht teilt (ib.). Vielmehr glaubt Hume, daß die Wahrheit nicht einfach zu erlangen ist (2, xiv f.). Damit verbreitet Hume einen gewissen Optimismus.

Dieser drückt sich dann auch in einem Neuanfang aus, den Hume machen will. Hume

stellt sich der prekären Situation der Wissenschaften, indem er einen neues Vorgehen vorschlägt. Dieses Vorgehen versucht allen Wissenschaften, vor allem aber der Philosophie ein neues Fundament zu verleihen (4/xvi; das Hume eigentlich nur an die Philosophie denkt, wird aus seinen Beispielen deutlich, siehe etwa 3/xvi). Das neue Fundament soll eine Wissenschaft vom Menschen sein („Lehre vom Menschen“/„science of man“, etwa 4/xv). Aus diesem Grunde trägt sein Buch auch den Titel „Traktat über die menschliche Natur“ („A Treatise of Human Nature“). Hume begründet seine Idee mit dem Argument, jede einzelne Wissenschaft sei von der Lehre vom Menschen abhängig. Bei einigen Wissenschaften wie etwa der politischen Philosophie („Politics“, xvi) ist das offensichtlich, da diese es direkt mit dem Menschen als Objekt zu tun hat. Schwieriger ist es da mit der Mathematik. Hume stellt aber einen Bezug zum Menschen dar, indem er die Mathematik als menschliches Wissensgebiet darstellt, auf dem menschliche Fähigkeiten zum Einsatz kommen (3/xv). Nach Hume ist also jede Wissenschaft insofern von der Lehre des Menschen abhängig, als sie Wissenschaft ist, die von Menschen gemacht ist. In diesem Zusammenhang fallen dann auch wichtige epistemologische Grundbegriffe wie „Urteil“ („judgment“), „Umfang und Leistungsfähigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens“ („extent and force of human understanding“) und „geistige Operationen, die wir [...] vollziehen“ („the operations we perform in our reasonings“, 3/xv). Daraus erhellt, daß Hume mit der Wissenschaft vom Menschen keine biologische Anthropologie verfolgt, sondern daß sein Werk auch mit Erkenntnistheorie zu tun hat.

Allerdings verschiebt sich das Problem mit diesem Ansatz zunächst nur, denn es stellt sich die Frage, wie wir eine solche Wissenschaft vom Menschen betreiben sollten. An dieser Stelle macht Hume folgenden Vorschlag: „[es] liegt die einzig sichere Grundlage, die wir dieser Wissenschaft geben können, in der Erfahrung und Beobachtung“ („the only solid foundation we can give to this science itself must be laid on experience and observation“, 4/xvi). Hume schlägt also eine Methode vor, die auf Erfahrung und Beobachtung basiert. Damit gibt er sich als Empirist zu erkennen. Anders als Rationalisten glaubt Hume, daß wir unsere Kenntnisse nur über Erfahrung erweitern können. Der Ausgangspunkt von Humes Empirismus scheint dabei eher ein pessimistischer zu sein: Nach Hume können wir uns keine Hoffnung machen, die „essence“ (xvii), also das Wesen der menschlichen Seele zu erfassen. Wir müssen daher die Fähigkeiten und Eigenschaften („powers and qualities“) durch Experimente und Beobachtung herausfinden.

Die experimentelle Methode hatte sich seit etwa Galilei (um 1600) in den Naturwissenschaften etabliert (Hume nennt als Bezugspunkt Francis Bacon, den Verfasser des „Novum Organon“, das ebenfalls eine neue Wissensauffassung vertritt). Diese Methode ist eine Basis des Erfolgs in der neuzeitlichen Wissenschaft. Hume schlägt hier vor, diese auch in der Philosophie zur Anwendung zu bringen. Er deutet auch an, wie die experimentelle Methode zu verstehen ist: man variiert die Umstände einer Versuchsanordnung und beobachtet dann die Effekte. Diese versucht man dann mithilfe von Ursachen zu erklären, die man dann in Prinzipien ausdrückt. Wie diese Überlegung zeigt, ist die Beobachtung Teil des Experimentierens: Der Experimentator beobachtet die Versuchsergebnisse. Wir können aber auch Beobachtungen ohne Experimente anstellen, indem wir bestimmte Teil der Welt beobachten. So mag ein Ornithologie den Flug eines Vogels beobachten. Weil die Beobachtung Teil des Experiments ist, haben Experiment und Beobachtung viel gemeinsam: Beide beruhen auf der Sinneserfahrung, auf der die Beobachtung äußerer Gegenstände beruht. Beide beginnen auch „von unten“, beim einzelnen beobachteten Versuchsergebnis; von dort aus versucht man zu allgemeinen Prinzipien vorzustoßen (5/xvii) – es geht also um Wissenerwerb, der beim Partikularen, Einzelnen

ansetzt und dann zum Allgemeinen kommen will.¹

Allerdings räumt Hume später ein, daß die experimentelle Methode in der „Geisteswissenschaft“ („moral philosophy“, 6/xviii) nicht richtig angewandt werden kann. Denn wenn wir ein Experiment mit einem Menschen anstellen, dann weiß der Mensch vereinfacht gesagt, daß er Teil eines Experimentes ist und reagiert daher anders, als er das ohne Experimentbedingungen tun würde (7/xix). Aus diesem Grunde ist es besser, das tatsächliche Leben der Menschen zu beobachten (ib.).

Das empirische, auf Beobachtung oder Experiment beruhende Vorgehen bringt noch eine weitere Einschränkung mit sich, die direkt den Status der Ergebnisse betrifft. Nach Hume sind wir nämlich nicht in der Lage, die allgemeinen Prinzipien, die wir via Erfahrung etablieren, zu erklären, sie werden einfach „brute facts“ bleiben, hinter die wir nicht mehr zurückgehen können (5/xvii).

2 Hume über Perzeptionen

Das erste Buch des „Treatise“ heißt „Of the understanding“. Hume untersucht im ersten Teil unsere Ideen (Vorstellungen). Im ersten Kapitel geht er in mehreren Schritten vor. Ausgangspunkt für Hume sind die „perc“ („perceptions“, 8/1), was man vielleicht auch mit Bewußtseinsinhalt bezeichnen kann. Hume bemerkt zunächst, daß diese Perzeptionen unterschiedliche Intensitäten, unterschiedliche Grade von Lebhaftigkeit aufweisen. In einem zweiten Schritt zieht er eine Trennlinie zwischen die lebhaften und die schwächeren Perzeptionen. Erstere nennt er Eindrücke („impressions“, 9/2), letztere Vorstellungen oder Ideen („ideas“, ib.). Natürlich ist diese Trennlinie aber problematisch, da man ein Kontinuum (hier von Intensitäten) durch beliebige Trennlinien aufteilen kann. Hume charakterisiert jedoch die Eindrücke auch auf eine andere Art und Weise, indem er sagt, daß es sich bei ihnen um Sinneswahrnehmungen und unmittelbare gefühlte Leidenschaften und Emotionen handelt, während die Ideen Gegenstände des „Denken[s] und Urteilen[s]“ („thinking and reasoning“, 10/1) sind.

Hume unterscheidet dann in einem dritten Schritt zwischen einfachen und komplexen Perzeptionen (11/2). Ein Bewußtseinsinhalt ist einfach, wenn er sich nicht weiter in Bestandteile zerlegen läßt. Den Eindruck eines Apfels kann man dagegen in Eindruck eines Rottens, eines Geschmacks etc. weiter zerlegen (ib.).

In seinem vierten Schritt kommt Hume aufgrund von Beobachtungen zu dem Schluß, daß einfache Ideen stets einfachen Eindrücken ähneln (12 f./3 f.). Humes Vorgehen illustriert dabei beispielhaft, wie wir durch „trial and error“ versuchen können, aufgrund unserer Beobachtungen möglichst allgemeine Sätze zu finden. Hume beginnt nämlich mit der These, alle Ideen seien Eindrücken ähnlich (11/2 f.). Er bemerkt dann aber, daß es auch Ideen gibt, die wir nicht aus der Wahrnehmung haben wie die Idee eines Zentauren (12/3). Er schränkt daher die Geltung des Ähnlichkeitsprinzipes auf einfache Perzeptionen ein (12 f./3 f.).

Hume gelangt dann in einem fünften Schritt zu der These, daß die einfachen Ideen von den Eindrücken, denen sie ähneln, abgeleitet und verursacht sind und daß sie diese repräsentieren (13/4). Für diese These liefert Hume zwei Gründe: Erstens deuteten das gleichzeitige Vorkommen von Eindrücken und Ideen im menschlichen Geist eine Abhängigkeit an (13f./4f.). Dabei gingen jedoch stets die einfachen Eindrücke den einfachen Ideen voraus. Daher seien diese von jenen abhängig (14/5). Zweitens fehlten

¹ Wenn sich Hume hier indirekt auf die Vorzüge der beobachtenden und experimentierenden Naturwissenschaft beruft, so gibt er zu erkennen, daß er nicht alle Wissenschaften in den schlechten Zustand, den er eingangs beschreibt, eingeschlossen sieht.

Menschen, die wie Blinde gewisse Eindrücke nicht haben können, auch die entsprechenden Ideen.

Humes Vorgehen illustriert hier wieder beispielhaft seine methodologischen Erörterungen in der Einleitung. So sammelt Hume zunächst Beobachtungen, schließt dann aus einer konstanten Verbindung zweier Dinge auf eine Ursächlichkeit und drückt diese durch ein allgemeines Prinzip aus. Allerdings muß sich Hume eingestehen, daß selbst das auf einfache Perzeptionen eingeschränkte Prinzip nicht allgemein gilt. Denn wir sind imstande, ein Farbspektrum von Ideen unterschiedlicher Farbtöne zu ergänzen, auch wenn wir noch nie die entsprechende Farbe in der Wirklichkeit gesehen haben (5 f.). Hume hält dies jedoch insgesamt für zu insignifikant als daß er deswegen seine Theorie ändern wollte (6).

Insgesamt bedient sich Hume also einer Herangehensweise, die der Descartes' entgegen gesetzt ist. Hume hält sich an die einzelne Beobachtung und versucht dann nach und nach zu verallgemeinern. Innerhalb seiner Verstandestheorie sind die Eindrücke der Ausgangspunkt, von denen Ideen bloß Abbilder sind. Von einer Außenwelt spricht Hume an dieser Stelle interessanterweise gar nicht.

Dennoch gibt es auch Ähnlichkeiten zu Descartes. Insbesondere gehen beide von der Vorstellung aus, Wissen brauche ein eindeutiges und sicheres Fundament.